

Martin Walde

Der Umgang mit der sorbischen Minderheit in den neuen Bundesländern – eine Frage der Toleranz?

Der 65. von Lessings Briefen, die neueste deutsche Literatur betreffend, endet mit einer Bemerkung, mit welcher der deutsche Klassiker „wendisch“ (sorbisch) mit Unglück gleichsetzt. Der in Kamenz geborene und also mit der Situation der Sorben gut vertraute G. E. Lessing schrieb allgemein wohlwollend über die Sorben.¹ Deshalb bedauert er es, dass die deutsche Gesellschaft fortwährend der Meinung sei, sie käme ins Unglück, würde „sie zu einer wendischen“.²

Wie verläuft so ein Leben einer Minderheit heute, 250 Jahre nach Lessing? Angehörige ethnischer Minderheiten, wie die Sorben, sind zumeist zweisprachig und bikulturell. Sie besitzen vielfältige kulturelle Identitäten und haben doppelte oder gar mehrere kulturelle Perspektiven. Doch müssen sie über Dinge, die für die Mehrheit, in diesem Falle für die Deutschen, gewöhnlich selbstverständlich sind, immer und immer wieder neu verhandeln, sich rechtfertigen bzw. sich stets neuen Herausforderungen stellen. Dabei erfahren sie Lust und Leid, sehr oft aber Missachtung.

In den Gesellschaftswissenschaften ist man zunehmend davon überzeugt, dass Fragen, die sich mit sozialen oder kulturellen Differenzen beschäftigen, aus der Sicht einer Minderheit manchmal genauer gestellt werden können. Denn bei Minderheiten haben wir es im Gegensatz zu Mehrheiten sehr oft mit „sensibleren“ Erfahrungen und Sozialisationen zu tun. Die entscheidende Frage dabei ist: Was nehmen wir eigentlich wahr? Für eine Mehrheit ist es allgemein schwieriger, die eigene Sicht und das eigene Überlegenheitsgefühl in Frage zu stellen. Sie bedarf gelegentlich einer stärkeren Fundierung durch die gesellschaftlichen „Verlierer“, die zumeist die Minderheiten sind. Erfah-

1 Mindestens an zwei Stellen seiner Werke, in den Lustspielen „Der junge Gelehrte“, 1746 und „Der Schatz“, 1750, lässt er die Sorben in einem positiven Licht erscheinen.

2 Hartmut Zwahr: *Mein Landsleute : Die Sorben und die Lausitz im Zeugnis deutscher Zeitgenossen*. Bautzen 1984, S. 497 (Nachwort).

rungsgemäß stehen die Mitglieder einer Minderheit in der so genannten öffentlichen Wertschätzung nicht weit oben, weil die kognitive Macht der Mehrheit gern und selbstsicher alles an ihren eigenen Begriffen misst. Am Ende messen sich die Angehörigen einer Minderheit selbst angstvoll und verkrampft an den Maßstäben der Mehrheit und halten sich für historisch irrelevant. Meist ist die Mehrheit der Überzeugung, dass nur die Geschichte großer Staaten und Nationen bedeutsam sei. So unterliegen Minderheiten oft der Fremdbewertung beziehungsweise den Gesetzen und dem Zerrspiegel der Mehrheit, indem sie Klischees und Vorurteilen ausgesetzt sind. Denn die Mehrheit stellt aufgrund ihrer dominanten Position zumeist auch die Regeln auf, nach denen gehandelt wird bzw. wie die gesellschaftlichen Ressourcen verteilt werden. Diese Machtstellung ist aber nicht gleich Recht oder Gerechtigkeit.

Zwar sind in den liberalen Gesellschaften die Minderheitenrechte zum großen Teil auf die eine oder andere Weise geregelt, doch ihre Umsetzungen im Alltag sind für die Betroffenen oft unbefriedigend. Der Philosoph Christoph Menke fordert hier deshalb eine Art „Permanenz der Revolution“ der gesellschaftlichen Verhältnisse. Er meint, dass „die Revolution nur der Anfang ist“, die nie zum Ende kommt: „Es ist die Bestimmung der Revolution, dass sie immer weitergehen muss“.³ In der liberalen Demokratie werden zwar Begriffe wie Gleichheit und Freiheit propagiert, doch Menke ist überzeugt, dass die Revolution auch und gerade in einer solchen Gesellschaft weiter gehen muss und Vorrang vor allen politischen Rechten sollte dabei die Gerechtigkeit haben, welche selbst in der heutigen liberalen Demokratie schwer zu bewerkstelligen ist.⁴

Hier geht es nicht um die liberale Demokratie in einer konkreten Gesellschaft als solche, sondern es geht allgemein um das Problem, das sich zumeist einstellt, wenn eine Minderheitsbevölkerung auf eine Mehrheitsbevölkerung oder umgekehrt trifft. Es geht also konkret um gesellschaftliche Beziehungen, und zwar ausgehend von einem sozialpsychologischen Ansatz. Aus dieser Perspektive wird die Gesellschaft als eine Struktur dargestellt, die in eine Mehrheit und Minderheit(en) gegliedert ist. So kann gezeigt werden, was vor sich geht, wenn Minderheiten auf Mehrheiten treffen, auch in der liberalen Demokratie.

3 Christoph Menke: Spiegelungen der Gleichheit. Berlin 2000, S. 132.

4 Ebd., S. 100, 112.

Ausgehend von diesem Ansatz setzt sich der Soziologe und Psychoanalytiker Fritz B. Simon mit Macht- bzw. Herrschaftsansprüchen auseinander.⁵ Er beschäftigt sich mit Konfrontationen und den daraus erwachsenden Konflikten und Kämpfen zwischen verschiedenen Gruppen, die zu den so genannten Gewinnern und Verlierern gehören. Der Autor zeigt, wie bereits sportliche Wettkämpfe das Beobachtungsschema „Sieger und Verlierer“ liefern. Ähnliches soll sich auch im sozialen oder politischen wie im gesamten übrigen gesellschaftlichen Leben abspielen. Das heißt, die Komplexität der Konflikte, die Qualität, ihre geschichtlichen Wurzeln und die Dramaturgie der Interaktionen zwischen Gruppen werden gewöhnlich auf die Unterscheidung zwischen Sieger und Verlierer reduziert. Die Idee des Sieges, des Helden, seines Triumphs und seiner drohenden Demütigung gehört jedoch zu den ältesten handlungsleitenden Denkfiguren der europäischen Kultur. Sie liefert das Modell der Interaktion und Kommunikation, nach dem die alten Mythen wie auch die modernen Hollywood-Drehbücher konstruiert sind.⁶

Der Sieger bedürfe dabei „der Zustimmung und Bestätigung durch den Verlierer. Denn wenn der Unterlegene den Sieg nicht anerkennt, geht der Kampf weiter. [...] Die Revanche, der Gegenangriff sind nur aufgeschoben“.⁷ D. h., es ist „immer der Verlierer, der über Sieg oder Niederlage entscheidet, oder den Überlegenen zum Sieger macht, wozu es der Kapitulation bedarf“.⁸ Wird jedoch dieses Muster auf soziale Kontexte, beispielsweise auf ethnische Mehrheiten bzw. Minderheiten übertragen, in denen nicht mit dem Ende der gemeinsamen Geschichte gerechnet werden kann, findet das Phänomen des Sieges seine Fortsetzung in der Hegemonie des Gewinners und in dem Versuch, die Sieger-Verlierer-Beziehung auf Dauer festzuschreiben. Beide Kontrahenten treten in das Kommunikationssystem Sieger-Verlierer ein. Doch da jeder Sieg nur der vorübergehende Abschluss einer Interaktionsepisode ist, nicht aber der gemeinsamen Geschichte, wird das Kampfmuster auf Dauer gestellt. Es steht nicht in der Macht der Beteiligten, endgültig zu gewinnen, aber jeder kann verhindern, endgültig zu verlieren. Jeder hat das Vetorecht

5 Fritz B. Simon: Tödliche Konflikte: zur Selbstorganisation privater und öffentlicher Kriege. Heidelberg 2001, 300 S.

6 Noch eingehender wird dieses Phänomen aus der Position des Verlierers betrachtet in: Fritz B. Simon: Die Macht des Verlierers. In: Süddeutsche Zeitung (Feuilleton-Beilage) (14./15.7.2001), Nr. 160, S. I.

7 Ebd.

8 Ebd.; anders als bei einem sportlichen Wettkampf sind die Bedingungen in sozialen Kontexten nicht von vornherein festgelegt. Nach dem Sportwettkampf ist das Spiel aus; bei erneuter Austragung handelt es sich um ein neues Spiel.

gegenüber dem Sieg des anderen. Oft entwickelt sich eine „Opfer-Eskalation“, in der auch die Entwicklung von Krankheitssymptomen (z. B. Narzissmen oder Minderwertigkeitskomplexe usw.) eine strategische Bedeutung erlangt.

Simon geht davon aus, dass genauso Staaten, Organisationen oder auch soziale Gruppen (wie ethnische Mehrheiten und Minderheiten) und ihre Interaktionen als solche Kommunikationssysteme betrachtet werden können. Doch stehen sich solche Systeme als Kontrahenten gegenüber, ist die Möglichkeit der völligen Vernichtung des Gegners fast immer ausgeschlossen. Denn was sie am Leben erhält, ist nicht (oder nicht vor allem) das physische Überleben ihrer Mitglieder, sondern die Fortsetzung der sie als Einheit begründenden und von anderen sozialen Einheiten abgrenzenden Kommunikationen. Simon wird noch konkreter: „Die Sitten und Gebräuche einer Kultur oder Subkultur oder einer Religion mögen gewaltsam eine Zeit lang unterdrückt werden“, auch ihre Organisationen und Institutionen mögen aufgelöst sein, „sie können aber jederzeit wieder belebt werden, solange es noch Menschen gibt, die diese Kommunikationsweisen kennen“.⁹ So wird das Gedächtnis von Individuen für das Überleben sozialer Systeme nutzbar gemacht. „Dies ist der Grund, weshalb überall dort, wo es um die Auseinandersetzung zwischen sozialen Systemen (wie Religionen oder so genannten ethnischen Einheiten) geht, die Idee des Sieges immer zur Idee der Endlösung als Vernichtung von Menschen wird – und weshalb sie in der Regel nicht funktioniert. Denn es ist nahezu unmöglich, alle Mitglieder einer sozialen Einheit zu vernichten und damit die Erinnerung an die soziale Identität stiftenden Regeln der Kommunikation zu beseitigen. Solange es Menschen gibt, die sich als Juden, Armenier, Christen, Palästinenser ... definieren, überlebt das soziale System ‚die Juden‘, die ‚Armenier‘ usw.“.¹⁰

Erfahrungsgemäß fehle allen Kontrahenten zur Problemlösung die nötige Fantasie. Wo die Konfrontation nicht aufgegeben wird, wird der Konflikt chronisch, wie an den seit fünfzig Jahren aktuellen Streitigkeiten in und um Israel zu beobachten ist. Die Lösung des Konflikts muss mit dem Identitätsgefühl, dem Image, den Vorstellungen von Ehre und Status der entsprechenden Mitglieder beider Seiten vereinbar sein. Das geht aber nur, wenn verhindert wird, dass eine der Parteien sich als Verlierer sehen muss. Dies

9 Ebd.

10 Ebd.

kann aber nur durch entsprechende Kompromisse aller am Konflikt Beteiligten verhindert werden.

Was tritt aber ein, wenn der Verlierer sich mit seinem Schicksal abfindet, wenn er bereits zu schwach ist für Auseinandersetzungen, die Demütigungen und Marginalisierungen aber weiter gehen? Im Falle eines demokratischen Staates, wie z. B. der BRD, könnte man ausweichend sagen, hier leben alle (auch ethnische Gruppen) in einer „neutral“ funktionierenden liberalen Demokratie, die allen Mitgliedern der Gesellschaft die gleichen Bedingungen für ihre soziale oder kulturelle Entfaltung gewährleistet, auch der sorbischen Minderheit. Diesem Trugschluss von einer allgemeinen Neutralität der liberalen Demokratie tritt der Philosoph Christoph Menke entgegen.¹¹ Gegenwärtige liberale Demokratien zeichneten sich zunächst dadurch aus, dass sie zwar generell allen Mitgliedern einer Gesellschaft oder eines Staates ungeachtet kultureller Unterschiede den gleichen politischen Status zubilligen. Die unterschiedliche Weise, in der Dinge des Lebens aus unterschiedlicher kultureller Sicht gesehen, gedeutet und bewertet werden, machen liberale Demokratien streng genommen zur Privatsache. Ob wir jemandem kulturell nah oder fern, vertraut oder fremd sind, betreffe nicht die Rechte, die allen gleichermaßen zugestanden werden. Das heißt aber umgekehrt auch, so Menke weiter, dass die politischen Rechte nicht mit einer kulturellen Sichtweise und Bewertung verknüpft werden (sollen), die im privaten Bereich unsere Verhältnisse von kultureller Nähe oder Fremdheit ausmachen. Die politischen Rechte sollen demnach kulturell neutral sein, das heißt, es herrsche angeblich eine strikte Trennung von Kultur und Politik. Liberale Demokratien (oder auch deren Theorien) können demnach kein angemessenes Bewusstsein vom Stellenwert der Kultur in ihnen haben. Wer dies bestreitet, und hier erfolgt der entscheidende Einwand von Menke, übersieht freilich, dass die Prinzipien liberaler Gleichheit letztendlich immer nur im Licht bestimmter kultureller Sicht- und Wertungsweisen angewandt werden (können). Bereits die politische Entscheidung dieser Frage ist Ausdruck einer kulturellen Deutung, die gegenüber anderen zu geltendem Recht erklärt wird. Zu jedem bestimmten Zeitpunkt und an jedem bestimmten Ort ist die Geltung liberaler, demokratischer Gleichheit in der Endkonsequenz die Herrschaft einer bestimmten kulturellen Sicht- und Wertungsweise. Das impliziert dann aber auch eine „Unterdrückung oder zumindest Marginalisierung anderer und am Ende die

11 Christoph Menke: Die Dunkelzone der Demokratie. In: Die Zeit (2001), Nr.15, S. 47.

Herstellung kultureller Homogenität bei Durchsetzung kultureller Hegemonie“.¹²

Die Durchsetzung liberaldemokratischer Gleichheit geht also oftmals einher mit der Auflösung eines anderen Verständnisses von sozialer oder kultureller (!) Gleichheit. Dies lässt sich beispielsweise in der zweisprachigen Lausitz gut beobachten. Sorbische kulturelle Forderungen werden in vielen konkreten Fällen gleichgesetzt bzw. gleich behandelt wie die der deutschen Mehrheit. Die konsequente Verwirklichung der liberaldemokratischen politischen Gleichheit entpuppt sich hier tatsächlich als zerstörerische kulturelle Intervention in Denk- und Lebensweisen der sorbischen Minderheit. Für die Mehrheit oder für den (deutschen) Politiker ist das, bewusst oder unbewusst, meist eine Selbstverständlichkeit. Die Kultur der sorbischen Minderheit wird den gleichen qualitativen wie quantitativen Normen unterworfen, die eigentlich für die Mehrheit gedacht oder entworfen sind. Diese Normen legen fest, wie dieses und jenes kulturell zu handhaben ist. Es werden Strukturen der Bildung, der Medien oder kulturelle Netzwerke geschaffen, die den deutschen Bürgern der Bundesrepublik durchweg als notwendig, nützlich und richtig erscheinen. Jedoch widersprechen sie oft den kulturellen Belangen der Sorben bzw. sie erweisen sich als kontraproduktiv (auch wenn manche Konzepte von Sorben am Ende selbst mitgetragen werden). Gerade die gegenwärtigen Debatten über dringliche Reformen im Schulsystem machen dieses Problem sehr deutlich. Obwohl seitens deutscher Politiker der Wille ansatzweise da ist, eine „Minderheitenpolitik“ mit Sonderregelungen in der Lausitz zu billigen, wird letztendlich doch wieder mit den Maßstäben der Mehrheit argumentiert. So wurde die Landrätin eines zweisprachigen Landkreises nicht müde, folgende Frage an die Sorben zu richten: „Sagen Sie mir bitte, wie soll ich den Deutschen klar machen, dass Sie diese und jene Sonderregelung wollen?“ Dabei ist es gerade dies, was sie hätte tun sollen.¹³ Es könnte eine Unzahl von Beispielen aus der täglichen Praxis genannt werden, wo sich Sorben immer wieder mit den Maßstäben der deutschen Mehrheit konfrontiert sehen.

Die liberaldemokratischen Prinzipien fordern politische Gleichheit unter Ausschluss von allem Kulturellen, das uns verschieden und unser Leben reicher macht. Deren Grundsätze können aber gar nicht anders verwirklicht werden, als dass sie sich mit kulturellen Unterscheidungen verbinden. Deshalb bringen liberale Demokratien in ihrem Funktionieren letztendlich kultu-

12 Ebd.

13 Das Problem besteht ja darin, dass mit dieser Äußerung Sorben und Deutsche konstruiert werden.

relle Unterscheidungen von Eigenem und Fremdem, Normalem und Abnormalen hervor, indem sie eine kulturelle Deutung ihrer Prinzipien in Geltung setzen und die anderen zurückweisen.

Auch die politischen (Volksparteien-)Lager in Deutschland, das konservative wie das sozialdemokratische oder auch das liberale, haben von der Optik der Minderheiten aus gesehen oft unzutreffende Vorstellungen von einem demokratischen Staat, auf die sie sich verlassen. Die Konservativen erkennen beispielsweise die kulturelle Homogenität an, auf der auch der liberale, demokratische Staat beruht. Diese wird aber nicht als durch Herrschaft hergestellt, sondern als im „Volk“ natürlich zugrunde liegend betrachtet. Dagegen bestreiten Sozialdemokraten oder Liberale, dass der (liberal)demokratische Staat überhaupt kulturelle Unter- und Entscheidungen trifft und können deshalb über ihre Mechanismen nichts sagen.

Bei strikter Einhaltung und Durchsetzung liberaldemokratischer Prinzipien betrachten die Politiker des demokratischen deutschen Staates die sorbische Kultur oft nicht differenziert genug, denn die legislativen wie die exekutiven Kräfte dieses Staates ignorieren, trotz anders lautender Willensbekundungen und trotz des in den Verfassungen der Länder Sachsen und Brandenburg festgeschriebenen Rechts „des sorbischen Volkes auf Schutz, Bewahrung und Förderung seiner Identität und Sprache“¹⁴, in der Praxis immer wieder die kulturellen Belange ihrer sorbischen Minderheit. Und die Sorben müssen sich immer wieder von Neuem auf diese oder andere Weise rechtfertigen, ihre Existenz oder ihre Sicht verteidigen.

Gerade in den sich derzeit abzeichnenden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und Krisen werden die bestehenden Gegensätze noch verschärft. Beispielsweise bleibt ungeachtet der Anerkennung der sorbischen Sprache als Zweitsprache in der Lausitzer Region das Sorbische nicht nur zweitrangig, sondern es wird weithin marginalisiert. Oft sind der Toleranz der sorbischen Kultur gegenüber Grenzen gesetzt.

Dies ist aber kein historisches, sondern ein die Zeiten überdauerndes Phänomen. Wir begegnen ihm in der gesamten deutsch-sorbischen Geschichte auf Schritt und Tritt. Der sorbische Schriftsteller Jurij Brězan bringt es auf

14 Die Bundesregierung sowie die Länder Sachsen und Brandenburg fördern u. a. mit der „Stiftung für das sorbische Volk“ (gegründet 1991, errichtet per Staatsvertrag 1998) Kultur, Kunst und Heimatpflege der Sorben. In den Verfassungen beider Länder von 1992 ist das Recht des sorbischen Volkes auf Schutz, Bewahrung und Förderung seiner Identität und Sprache festgeschrieben. Das sächsische Landesgesetz über die Rechte des sorbischen Volkes vom März 1999 („Sorbengesetz“; in Ablösung des Gesetzes von 1948) entspricht den internationalen Regelungen zum Schutz von Minderheiten.

den Punkt und formulierte es in einem Interview so: „Unsere Existenz ist immer als etwas Unnatürliches, als etwas nicht Erwünschtes empfunden worden. Irgendwie ein Pflock im deutschen Fleisch“.¹⁵ Die Psychologin Karin Bott-Bodenhausen betont in ihrer Arbeit über Sprachverfolgungen in der NS-Zeit unter anderem: „Das Selbstwertgefühl vieler Sorben hat durch die jahrhundertelange Unterdrückung stark gelitten. Bereits vor 1933 genoss das Sorbische wenig Prestige in der deutschsprachigen Umwelt. Sorbisches Sprechen in der Öffentlichkeit wurde für viele Menschen nach Hitlers Macht ergreifung zu einer konkreten Gefahr. Konnte man vorher mit der Missbilligung der Muttersprache noch leben, wurde die Anwendung jetzt unmittelbar bedroht. [...] Jeder, der sorbisch sprach, machte sich so quasi zum Straftäter.“ Viele Sorben, so die Autorin, fühlten sich deshalb von der Gesellschaft ausgeschlossen und zurückgedrängt. Nach dem Zusammenbruch der NS-Diktatur erschien die Aufhebung des Verbots alles Sorbischen für viele Sorben kaum fassbar, so wie es eine sorbische Zeitzeugin ausdrückte: „... dass das möglich ist, dass wir richtige Menschen sind“.¹⁶

Doch die Vorurteile und Feindseligkeiten zwischen beiden Ethnien verschwanden auch nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR nicht und auch nicht nach der politischen Wende von 1989. Wird dieses Phänomen in der demokratischen Bundesrepublik meist durch Gesetze, freie Presse und ein starkes Empfinden für individuelle Rechte, Würde und Verantwortung zwar kompensiert, so ist der beschriebene Gegensatz auch in dieser – von liberaler Demokratie geprägten! – Gesellschaft nicht wirklich aufgehoben. Es zeigt sich, dass die sorbische Kultur eigentlich nicht wahrgenommen wird¹⁷ oder aber sie wird folklorisiert, was ja wieder Marginalisierung bedeutet.¹⁸ Solche Gegebenheiten, die mit Mechanismen der Unterdrückung wesensverwandt sind, verstärken Minderwertigkeitskomplexe bei den Sorben. Sie äußern sich durch unsicheres Verhalten, Isolation, Gehemmtheit, Zurückgezogenheit und mangelndes Selbstvertrauen.

15 Karin Bott-Bodenhausen: Sprachverfolgung in der NS-Zeit, Sorbische Zeitzeugen berichten. In: *Lëtopis*(Sonderheft) 1997, S. 49.

16 Ebd., S. 49.

17 Walter Koschmal: Grundzüge sorbischer Kultur, eine typologische Betrachtung, Bautzen 1995, S. 7, wobei sich Koschmal hier auf die Welt der Wissenschaft bezieht!

18 Elka Tschernokoshewa: Das Reine und das Vermischte, die deutschsprachige Presse über Andere und Anderssein am Beispiel der Sorben, New York/München 2000, S. 102 Beispielsweise richtete der damalige Staatsminister für Kultur Michael Naumann an protestierende Sorben vor dem Sächsischen Landtag am 5. 4.2000 folgende Frage: „Was wollt ihr überhaupt? Wieviel seid ihr denn?“ Es könnten unzählige andere Beispiele genannt werden.

Nun ist die Frage nach (nationaler) Identität historisch begrenzt. Identität ist immer auf eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Raum bezogen. Und stets wird (das Kind) der Mensch im Verlauf seiner (primären) Sozialisation auf die aktuelle Stufe des Zivilisationsprozesses hin erzogen.¹⁹ Doch selbst hier zeigt sich ein neuer Konflikt zwischen der (deutschen) Mehrheit einerseits und der (sorbischen) Minderheit andererseits: Viele Probleme, die die Deutschen mit ihrer Identität haben, hängen mit dem „Dritten Reich“ zusammen. Das totale und letztlich katastrophale Einmünden des deutschen Nationalismus in den deutschen Nationalsozialismus hat den Deutschen viele ihrer nationalen Traditionen und Symbole geraubt oder aber verleidet. Die politische Strategie der Nazis zielte darauf ab, eine tiefe Identifikation der Bevölkerung mit den verhängnisvollen „Visionen“ Hitlers zu erreichen. Nicht zuletzt ist auch das ein Grund, warum viele deutsche Intellektuelle heute kritischer die ehemaligen Identitätssymbole reflektieren. Der unbefangene „Stolz“ der nichtdeutschen Bevölkerung in Deutschland, zum Beispiel der Sorben, auf ihre „nationalen“ Symbole oder Traditionen erscheint diesen Intellektuellen deshalb befremdlich oder suspekt. Sie sehen die angesprochenen Zusammenhänge problematischer, sind beim Thema „nationale“ Traditionen (und das nicht nur bei den eigenen deutschen!) argwöhnisch. Dabei haben viele sorbische Intellektuelle vergleichsweise ein noch unproblematischeres Verhältnis zu ihren kulturellen Traditionen, ja zu ihrer Identität.²⁰

Zwar werden heute Themen wie Gedächtnis oder Erinnerung ernst genommen. Seit einigen Jahren werden Schulbekenntnisse offener ausgesprochen.²¹ Schon bei den so genannten 68ern gab es in der BRD eine Konfrontation mit der deutschen Vergangenheit in Form eines Generationenkonflikts. Bislang gab es aber weder in den von den Lausitzer Sorben bewohnten Ländern Sachsen und Brandenburg noch deutschlandweit einen Diskurs über das deutsch-sorbische Verhältnis in Vergangenheit und Gegenwart. Es gibt einzelne Vertreter und Vertreterinnen in der Politik, der Geschichtswissenschaft oder in anderen Wissenschaftsdisziplinen, die sich dazu

19 Norbert Elias: *Über den Prozess der Zivilisation* : Bd. 1. Frankfurt a. M. 1978, S. LXXXIV.

20 Aber eine Kultur, die nicht mehr ursprünglich, „naiv“ und reflexionslos das Leben eines Volkes bestimmt, sondern im Begriff ist, sich selbst zu betrachten und zu erkennen, wird folklorisiert, hybridisiert oder ästhetisiert (Tschernokoschewa). Eine solche „naive“ Kultur gibt es jedoch auch bei den Sorben nicht mehr. Auch sie inszenieren mehr oder weniger ihre Riten und Traditionen, d. h., sie planen ihre Identität.

21 So z.B. Schulbekenntnis des Vatikan bzw. der katholischen Kirche anlässlich des Millenniums oder die Vereinbarung über Entschädigung für NS-Zwangsarbeiter in Deutschland mit der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“.

äußern, aber das sind bis auf wenige Ausnahmen eher private Erinnerungen oder Würdigungen, die quer zu dem allgemeinen öffentlichen Diskurs stehen. Auch wenn es weder eine Kollektiv- noch eine Erbschuld gibt, muss jede Generation ihr Verhältnis zur Vergangenheit ausleuchten, und die nächste Generation müsste statt der Gewissensfrage dann die „Gedächtnisfrage“ stellen. Besonders die Wissenschaft sollte die gängigen Muster und Klischees aufbrechen, nicht zuletzt auch solche, die sich immer wieder neu bilden, wenn die Geschichte aus zweiter Hand vermittelt wird. Dies nicht zu fordern hieße letztlich, die Erinnerungen an demütigende Machtverhältnisse auszulöschen und durch gesamtdeutsche Anschauungen zu ersetzen.

Die Wurzeln der „Kulturalisierung“ von Vorurteilen, Klischees und Feindbildern liegen meist tiefer. Um an deren komplizierte Mechanismen (d. h. auch solche, welche die menschliche Psyche beeinflussen) heranzukommen, ist eine Auseinandersetzung mit diesen Problemen auch aus der Perspektive der Psychologie oder Sozialpsychologie nötig. Besonders psychoanalytische Kenntnisse und Methoden könnten, wenn zu den tiefer liegenden Schichten der Gruppenidentitäten vorgedrungen wird, zur Konfliktbewältigung und zum besseren gegenseitigen Verständnis genutzt werden. Zum Beispiel geht der Psychologe Vamik D. Volkan in vielen seiner Analysen und Beobachtungen, besonders in seinem Buch vom Versagen der Diplomatie, von der Überzeugung aus, dass nicht nur der Alltag, sondern auch die Realpolitik Emotionen und irrationalen Motiven unterliegt, die in Krisensituationen Regressionen bewirken können.²² Der israelische Psychologe Dan Bar-On nimmt dagegen die tiefgreifenden Konflikte in der israelisch-palästinensischen Gesellschaft zum Anlass, um den Dialog als Modell der interkulturellen Konfliktbewältigung zu initiieren.²³

In der heterogenen und pluralisierten Welt ist heute auch in den liberalen Demokratien eine Demokratisierungsdebatte nötig, die mit einer Selbstaufklärung der Gesellschaft hinsichtlich ihrer internen (psychischen) Entwicklungen einhergeht. In einem Interview über Extremismus sagte der Psychologe W. Heitmeyer, dass sich extremistische Ansichten (die ja mit Mechanismen der Marginalisierung und Unterdrückung eng verwandt sind) einmal aus der Ideologie der Ungleichwertigkeit speisen, mit der die andere Gruppe abgewertet, die eigene demgegenüber vor allem mit rassistischen und kulturhegemonialen Argumenten höher bewertet wird.²⁴ Zum zweiten wer-

22 Vamik d. Volkan: Das Versagen der Diplomatie, zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte. Gießen 1999, 279 S. Ebd., S. 223.

23 Dab Bar-On: Die „Anderen“ in uns. Hamburg 2001.

den damit soziale Probleme ethnisiert. Die Politik spreche statt von Anerkennung immer nur von Toleranz. Toleranz heiße im Grunde nur Duldung, was immer auch verdeckte Abwertung bedeutet. Toleranz, so Heitmeyer weiter, können sich nur Mächtige oder nur die Mehrheiten gegenüber Minderheiten leisten. Das Perfide bestehe darin, dass die Mehrheit sie auch wieder entziehen kann, wenn die Minderheit nicht willfährig genug ist. Deshalb ist Toleranz kein essenzieller Bestandteil von liberaler Demokratie. Das ist bei Anerkennung anders. Anerkennung basiert auf Wechselseitigkeit. Sie setzt rechtliche Gleichheit und moralische Gleichwertigkeit voraus und ermöglicht so eine wahrhaft demokratische Austragung von Konflikten.